Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 5

Artikel: Die Kunst des Sehens
Autor: Knobel, Aug.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662425

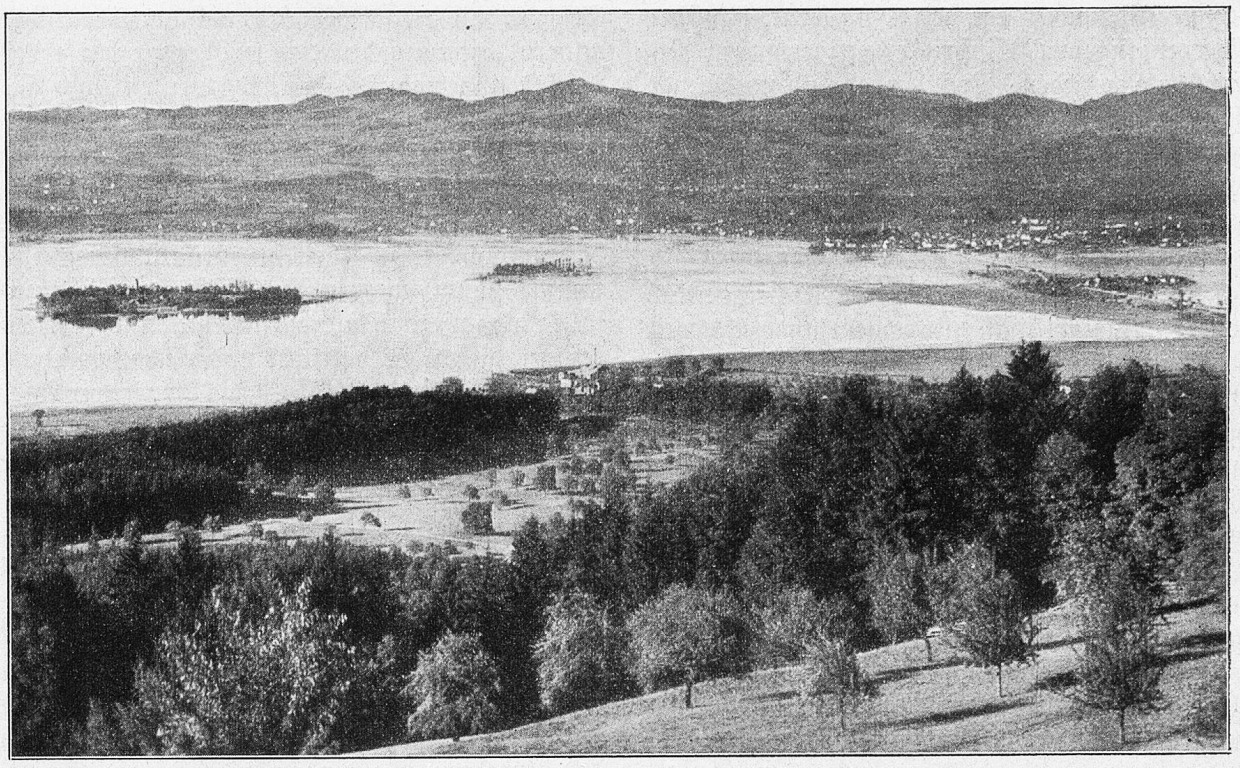
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Blick vom Etzel gegen Ufenau und Rapperswil. Phot. J. Gaberell, Thalwil.

Ufenau.

Als ich an deinem Strand ging, Ufenau,
War mir zu Sinn, als spüre ich den Bann
Von müden Augen einer schönen Frau.

Du trägst ein Leid, das ich nicht nennen kann.
Aus schräg-verwehten Pappeln raunt mir zu
Ein Seufzen, das nicht in der Zeit verrann.

O Toteneiland, tief ergriffest du
Die Seele mir! So rief das Leben nie,
Wie du mich zogst in deine heilige Ruh!

Du Erde, die dem Hutten Rast verlieh,
Wie hast du seine Klage doch bewahrt!
Es bebt das Schilf von ihrer Melodie.

Du, öder Turm, warst Ziel der Lebensfahrt,
Du, Wiesenland, das lautlos-traurig grünt,
Sprichst noch von ihm, zeugst stumm von seiner Art!

Und über allem schwebt der Ton: Gesühnt!
Fernher vom wetterdrohend-schroffen Hang
Grollt noch sein Herz, das sich so stolz erkühnt. —

Leis hob des Zürichsees Wellengang
Sich ans Gestade, hob sich, floß zurück, —
Ein Wiegenlied die ewige Mutter sang.

Ein Wiegenlied von tragisch-hohem Glück. —

Albert Mähl.

Die Kunst des Sehens.

Von Aug. Knobel.

Das Sehen ist etwas so Natürliches und Selbstverständliches, daß es fast eines gewissen Nachdenkens bedarf, um eine besondere Kunst darin zu erkennen. Wir werden wie blind geboren, und wenn die Augen des Säuglings sich dem Lichte öffnen, so ist der Blick stumpf und ausdruckslos. Ihre Empfänglichkeit für äußere Reize ist eine rein mechanische, man könnte fast sagen vegetative. Die Fähigkeit, jene Eindrücke zu unterscheiden und sich Rechenschaft darüber zu geben, tritt erst mit dem erwachenden Seelenleben ein und muß einen langen Entwicklungs-

gang durchmachen, ehe das Kind lernt, sich über die empfangenen Eindrücke einigermaßen Rechenschaft zu geben. Noch länger und mühsamer ist der Weg, den Wissenschaft zurücklegen mußte, ehe es ihr gelang, die physiologischen und psychologischen Bedingungen aufzuklären, unter denen sich die Entwicklung unseres Sehvermögens vollzieht.

Die moderne Physiologie vertritt bekanntlich den Standpunkt, daß wir eigentlich nicht mit den Augen, sondern mit dem Gehirn sehen. Die ersteren sind nur das Werkzeug, ähnlich wie die photographische Linse, welches die Lichtstrahlen zu einem Bilde gestaltet, das von unserem Gehirn wie eine lichtempfindliche Platte aufgenommen wird. Ob wir damit schon auf dem Grunde unserer Erkenntnis angelangt sind, ist mehr als zweifelhaft; der Vorgang ist viel zu kompliziert, um von dem einfachen Menschenverstande ohne weiteres aufgenommen werden zu können. Außerdem ist es der Wissenschaft auch noch ganz unmöglich, die große Frage, ob hinter dem Gehirn nicht noch ein dritter Faktor in Gestalt eines geistigen Subjektes in Betracht kommt, durch irgendwelche stichhaltige Gründe zu widerlegen.

Wir wissen, daß das Sehen gelernt werden muß. Das Kind empfindet zunächst nur mechanische Reize und lernt erst allmählich, sich Rechenschaft darüber zu geben. Es vermag anfangs weder Formen noch Farben, weder Größe noch Entfernungsverhältnisse zu unterscheiden. Der Mond erscheint ihm greifbar wie ein vorgehaltener Apfel. Erst ganz allmählich lernt es, Unterschiede zu machen, die Wirkung der empfangenen Eindrücke richtig abzuschätzen. Von diesem Zeitpunkt an beginnt dann die Erziehung, die teils von außen durch Eltern, Lehrer und Erzieher, zum weitaus größeren Teil aber von innen heraus durch das Kind selbst besorgt wird.

Es ist nun für unsere geistige Entwicklung von höchster Wichtigkeit, daß wir richtig sehen lernen. Daher muß die Erziehung zum Sehen schon im zarten Kindesalter beginnen, wenn also das Unterscheidungsvermögen für Formen, Farben usw. in die Erscheinung tritt. Vorher müssen wir uns darüber klar werden, daß unsere eigene Erziehung zum Sehen mehr oder weniger mangelhaft war, weil wir uns ihrer Wichtigkeit nicht bewußt waren. Wir sind alle mehr oder weniger Stümper in der Kunst des Sehens, und wenn wir uns nach der einen oder andern Richtung hin eine größere Schärfe des Blickes angewöhnt haben, so werden wir bei aufmerksamer Prüfung finden, daß wir in tausend anderen Dingen ebenso oberflächlich und unvollkommen sehen, wie die Mehrheit der Menschen. Im allgemeinen kann man sagen, daß unsere Art zu sehen im unmittelbaren Zusammenhange mit der Intensität und Mannigfaltigkeit unserer Interessen steht. Am stärksten kommt dieses Verhältnis natürlich innerhalb unseres Berufes zum Ausdruck, weil wir hier zum Sehen gezwungen werden und uns dadurch meist ohne bewußtes Wollen eine erhöhte Schärfe des Blickes aneignen. Das Auge erwirbt mit der Zeit ein so feines Unterscheidungsvermögen, daß es tausendfache Merkmale und Unterschiede erkennt, die dem oberflächlichen Beobachter vollständig verloren gehen.

Bei einem Blick auf die Bäume des Waldes machen wir gewöhnlich nur ganz allgemeine Unterschiede. Ein Naturkundiger aber wird in den einzelnen Gattungen viel feinere Unterschiede erkennen. Und so geht es in jedem Berufskreise. Wir sehen immer nur die groben, direkt in die Augen fallenden Merkmale; alle feineren Unterschiede gehen uns verloren. Ein Schuhmacher z. B. beurteilt die Menschen nach den Schuhen, die sie tragen, und ein Hutmacher sieht schon beim Eintritt eines Kunden in seinen Laden, ob der Hut, den er trägt, aus Haar- oder aus gewöhnlichem Filz hergestellt ist, und beurteilt dementsprechend seine Kauflust.

Ähnliche Unterschiede in der Art zu sehen lassen sich in allen Berufs- und Interessenkreisen hundertfach nachweisen, aber auch die Art und Weise, wie wir Menschen und Dinge im allgemeinen, ohne Rücksicht auf besondere Berufsinteressen, zu sehen pflegen, ist je nach Temperament und Veranlagung sehr verschieden. Das Kind pflegt andere Dinge zu sehen als der Erwachsene, und die Frau sieht mit anderen Augen als der Mann. Alle aber sehen unter einem bestimmten Gesichtswinkel und empfinden alles, was außerhalb desselben liegt, nur als flüchtige, oberflächliche und schnell vergängliche Eindrücke. Wir pflegen selten Dinge in unmittelbarer Nähe zu besehen, und ebensowenig lassen wir die Augen längere Zeit in die Ferne schweifen, sondern wir beschränken uns auf einen mehr oder weniger scharf abgegrenzten Kreis. Daher kommt es, daß wir so oft

von Bekannten angeredet werden, die wir erst bemerken, wenn sie unmittelbar vor uns stehen, während wir uns anderseits natürlich ebenso oft über Leute wundern, die uns nicht erkennen, obgleich wir ihnen beinahe auf die Füße treten.

In der Hauptsache beruht diese Unzulänglichkeit des Sehens natürlich auf Mangel an Aufmerksamkeit, zum Teil aber auf fehlerhafter Gewöhnung. So würden wir bedeutend mehr sehen, wenn wir uns mehr Mühe geben wollten, unseren Gesichtskreis zu erweitern und den Blick nicht nur auf das nächstliegende, sondern mehr, als wir es zu tun gewöhnt sind, in die Ferne zu richten.

Man sieht also, wie außerordentlich viel auf die Kunst des Sehens ankommt und welchen Einfluß ihre verständnisvolle Entwicklung haben kann. Leider ist das Leben in der Großstadt dieser Entwicklung weniger förderlich, als die Erziehung auf dem Lande. Zwischen beiden besteht ein prinzipieller Unterschied insofern, als die Großstadt den Blick zerstreut und ablenkt, während das Leben auf dem Lande ihn sammelt. Das Großstadtkind wird täglich von unendlich vielen Eindrücken bestürmt und ist infolgedessen außerstande, sie zu verarbeiten, zu ordnen und sich genügende Rechenschaft darüber zu geben. Die Natur dagegen mit ihrer erhabenen Ruhe und Unaufdringlichkeit gewährt dem Blick einerseits einen tausendfach weiteren Spielraum und bietet anderseits durch ihre schlichte Größe viel mehr Anlaß zu prüfender oder sinnender Betrachtung. Mit alldem kommen wir indes der Beantwortung der Frage, wie man denn nun eigentlich richtig sehen lernt, wenig näher. Glücklicherweise ist uns die Lust zum Sehen angeboren; sie äußert sich in der Wißbegier des Kindes, das Eltern und Erzieher durch seine kindlichen Fragen so oft in Verzweiflung bringt und ihre Geduld auf harte Proben stellt. Hier tut vor allem Selbstkenntnis not. Wir müssen uns klar darüber sein, daß viele dieser Fragen uns nur deshalb in Verlegenheit bringen, weil wir selbst nicht sehen gelernt haben und infolgedessen außerstande sind, sie zu beantworten. Die oft lästige Wißbegier des Kindes ist also der beste Fingerzeig für die Anleitung zum Sehen, und wir tun schweres Unrecht, wenn wir sie durch mehr oder weniger schroffe Abweisung unterdrücken. Wir sollten im Gegenteil unser Möglichstes tun, sie noch mehr anzuregen und auf jede noch so kindliche Frage freundlich und verständnisvoll eingehen. Der Augenschein ist auch hier, wie überall, der beste Lehrmeister, und es wird sehr oft vorkommen, daß wir uns selbst erst von ihm belehren lassen müssen, ehe wir kindliche Fragen beantworten können.

Allerdings könnte man einwenden, daß den Kindern Fragen über Tiere, Pflanzen usw. in der Naturgeschichte beantwortet und erklärt werden, aber wieviel bleibt davon in den kleinen Köpfen haften? Man sollte nie vergessen, daß die Schule gerade in dieser Hinsicht nur anregend und ergänzend wirken kann. Die wahre Erkenntnis und das richtige Verständnis können nur durch eigene Anschauung gewonnen werden. Jede Blume am Wege, ja, jeder Strohhalm, den wir achtlos mit Füßen treten, bietet uns Gelegenheit zu Einzelbetrachtungen, und je sorgfältiger wir sie vornehmen, umso mehr wird sich unser Auge schärfen und unsere Erkenntnis von Welt und Dingen sich vertiefen. Wir stehen Welt und Dingen viel zu oberflächlich gegenüber und haben verlernt, den Blick zu konzentrieren. Dadurch verlieren wir den Zusammenhang mit der Natur und unserer Umgebung, und die Bilder unseres geistigen Horizonts werden unklar und verschwommen.

Der Vergleich des menschlichen Auges mit dem photographischen Apparat ist in dieser Hinsicht außerordentlich lehrreich. Wir müssen lernen, ebenso wie der Photograph, unser Auge richtig einzustellen, damit die photographischen Bilder klar und scharf werden. Erst dann kommen wir zu einer richtigen Vorstellung vom Leben und damit auch zu der Fähigkeit, aus diesen Vorstellungen die richtigen Schlüsse zu ziehen. Lernen wir also richtig sehen und seien wir vor allem darauf bedacht, auch unsere Kinder richtig sehen zu lehren. Dazu anzuregen war der Zweck dieser Zeilen; das Thema selbst ist unerschöpflich.

Zorn.

Von Frank Crane, New-York. — Übertragung von Max Hayek.

Es nützt nichts, dir zu sagen, daß du nicht zornig werden sollst; es nützt nichts, dies einem Menschen von Fleisch und Blut zu sagen. Der Unwille ist eine natürliche Flamme, die bei ge-